

S. K. TREMAYNE

EISIGE SCHWESTERN

PSYCHOTHRIILLER



KNAUR 

S. K. Tremayne

Eisige Schwestern

Psychothriller

Über dieses Buch

Ein Jahr, nachdem die sechsjährige Lydia durch einen tragischen Unfall ums Leben kam, sind ihre Eltern Sarah und Angus Moorcraft psychisch am Ende. Sie beschließen einen Neuanfang und ziehen zusammen mit ihrer zweiten Tochter Kirstie, Lydias Zwillingschwester, auf eine wunderschöne, völlig abgelegene Insel auf den schottischen Hebriden. Doch von Anfang an ist die Atmosphäre überschattet: Kirstie behauptet plötzlich steif und fest, sie sei in Wirklichkeit Lydia – die Eltern hätten den falschen Zwilling beerdigt ...

Bald hüllen Winternebel die Insel ein, und bei Sarah schleicht sich das unheimliche Gefühl ein, etwas stimmt nicht. Als ein heftiger Sturm aufzieht, sind Sarah und Kirstie komplett isoliert und den Geistern der Vergangenheit ausgeliefert. Was geschah wirklich in jener verhängnisvollen Unfallnacht?

Inhaltsübersicht

Widmung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

Danksagung

Leseprobe »Schwarzes Wasser«

Meinen Töchtern

1. Kapitel

Unsere Stühle stehen zwei Meter voneinander entfernt. Mit Blick auf den riesigen Schreibtisch, als wären wir hier zur Paartherapie; ein Gefühl, das ich nur zu gut kenne. Beherrscht wird der Raum von zwei hohen, vorhanglosen alten Schiebefenstern, einem Doppelbildnis des zusehends düsterer werdenden Himmels über London.

»Könnten wir ein bisschen Licht machen?«, fragt mein Mann, und der junge Anwalt, Andrew Walker, blickt verwirrt von seinen Papieren auf.

»Ja, natürlich«, sagt er. »Verzeihen Sie.« Damit lehnt er sich zurück, bedient einen Schalter, und zwei hoch aufragende Stehlampen tauchen den Raum in warmes Licht. Die imposanten Fenster werden zu schwarzen Flächen.

So sehe ich mein Spiegelbild: beherrscht, passiv, die Knie zusammengepresst. Wer ist diese Frau?

Nicht die, die ich einmal war. Ihre Augen sind blau wie eh und je, nur trauriger. Ihr Gesicht ist eher rund. Blass und ausgezehrt im Vergleich zu früher. Sie ist immer noch blond und einigermaßen hübsch – aber verblüht. Mitgenommen. Eine Frau von dreiunddreißig Jahren, an der nichts Mädchenhaftes mehr ist.

Und ihr Outfit?

Jeans, die letztes Jahr modern waren. Stiefel, die letztes Jahr modern waren. Ein lila Kaschmirpulli, schön, aber abgetragen: übersät von diesen kleinen Knötchen, die durch häufiges Waschen entstehen. Ich zwinkere meinem Spiegel-Ich zu. Ich hätte mich schicker anziehen sollen. Andererseits – warum? Wir haben einen Termin beim Anwalt, weiter nichts. Und sind im Begriff, unser Leben umzukrempeln.

Der Verkehr draußen braust und stockt und braust weiter wie der vertraute Atem von jemandem, der neben einem schläft und unruhig träumt. Wird mir das fehlen, der Verkehr in London, das konstante weiße Rauschen? Es ist wie eine dieser Apps, die man sich als Einschlafhilfe aufs Telefon laden kann. Eine zum Beispiel ahmt das unablässige Wogen des Bluts nach, wie es sich im Bauch anhört, und dazu von fern den mütterlichen Herzschlag.

Das haben meine Zwillinge gehört, solange sie Nasenspitze an Nasenspitze in mir waren. Ich weiß noch, wie ich sie beim zweiten Ultraschall gesehen habe. Ein doppeltes Wappenzeichen, zwei genau gleiche, einander gegenüberstehende Gestalten. Einhorn und Einhorn.

Erblasserin. Testamentsvollstrecker. Rechtmäßig.

Erbschein ...

Andrew Walker spricht zu uns, als säßen wir in einem Hörsaal und er sei der von seinen Studenten vage enttäuschte Professor.

Vermächtnis. Die Verstorbene. Erbe. Hinterbliebene Kinder.

Angus, mein Mann, seufzt ungeduldig. Ich kenne diesen Laut. Das alles ödet ihn an, und ich verstehe ihn, aber der Anwalt tut mir auch leid. Er hat es nicht leicht, er muss einem aufgebrachten, streitlustigen Vater und einer trauernden Mutter eine komplizierte Hinterlassenschaft erläutern; da lauern Fallen. Vielleicht ist dieses langsame, bedächtige, präzise Sprechen seine Art, Abstand zu wahren und mit der vertrackten Materie fertigzuwerden. Vielleicht ist es auch einfach das juristische Pendant zur Mediziner-Fachsprache. *Duodenalblutungen und Serosaabrisse führten zu einer letalen Peritonitis.*

In scharfem Ton fährt Angus dazwischen.

»Das haben wir doch alles besprochen.«

Hat er getrunken? Er klingt wütend. Wütend ist er seit jenem Tag ständig. Und er trinkt viel seitdem. Heute allerdings wirkt er klar.

»Wir hätten das gern erledigt, bevor der Klimawandel greift, verstehen Sie?«

»Wie gesagt, Mr. Moorcroft, Peter Kenwood ist im Urlaub. Wenn Ihnen das lieber ist, warten wir, bis er wieder ...«

Angus schüttelt den Kopf. »Nein. Bringen wir es hinter uns.«

»Dann muss ich sämtliche Dokumente und alle relevanten Fragen noch einmal durchgehen – um mich zu

vergewissern. Außerdem findet Peter ... also ...«

Ich beobachte ihn. Er stockt, und dann fährt er noch vorsichtiger fort.

»Wie Sie sicher wissen, betrachtet Peter sich als alten Freund der Familie. Nicht nur als Rechtsbeistand. Er kennt die Umstände. Er hat Mrs. Carnan – Ihre Großmutter – gut gekannt. Deshalb hat er mir aufgetragen, noch einmal sehr genau nachzufragen, ob Ihnen beiden klar ist, worauf Sie sich einlassen.«

»Wir wissen, was wir tun.«

»Sie sind sich darüber im Klaren, dass die Insel so gut wie unbewohnbar ist.« Andrew Walker zuckt unbehaglich die Achseln – als sei dieser Verfall irgendwie seiner Kanzlei anzulasten und als wolle er potenziellen Klagen auf Schadenersatz vorbeugen. »Ich fürchte, das Leuchtturmwärterhaus war lange Zeit den Naturgewalten überlassen; da ist seit Jahren niemand mehr gewesen. Andererseits steht es unter Denkmalschutz, so dass Sie es nicht einfach abreißen und neu bauen können.«

»Yep. Schon klar. Bin als Kind oft dort gewesen. Hab in den Wasserlöchern zwischen den Felsen gespielt.«

»Und Sie sind wirklich über den Zustand des Hauses informiert, Mr. Moorcroft? Das ist ein gewaltiges Vorhaben. Wegen der Gezeiten sind Insel und Haus nur schwer zugänglich, die Wasserleitungen sind marode, ebenso die Heizung, die gesamte Elektrik – und vor allem: Das Erbe umfasst keine finanziellen Mittel, nichts, das ...«

»Wir sind informiert bis zum Gehtnichtmehr.«

Schweigen. Walker sieht kurz mich an, dann wieder Angus. »Ist es richtig, dass Sie Ihr Londoner Haus verkaufen?«

Angus erwidert den Blick. Das Kinn vorgereckt. Trotzig.

»Was bitte hat das damit zu tun?«

Der Anwalt schüttelt den Kopf. »Peter macht sich Sorgen. Weil ... äh ... in Anbetracht Ihres furchtbaren Verlusts. Er möchte ganz sicher sein.«

Angus schaut zu mir herüber. Ich zucke die Achseln. Er beugt sich vor.

»Okay. Egal. Ja. Wir verkaufen das Haus in Camden.«

»Und mit dem Verkaufserlös wollen Sie dann die Renovierungsarbeiten auf Ell...« Er liest den Namen und runzelt die Stirn. »Ich kann das gar nicht aussprechen. Ell...?«

»Eilean Torran. Schottisch-Gälisch. Das heißt Donnerinsel. Insel Torran.«

»Natürlich, ja. Insel Torran. Also, Sie hoffen mit dem Verkauf Ihres derzeitigen Hauses genügend Mittel zu realisieren, um das Leuchtturmwärterhaus auf Torran renovieren zu können?«

Ich habe das Gefühl, ich sollte etwas sagen. Unbedingt sollte ich etwas sagen. Angus muss alles allein machen. Zugleich empfinde ich mein Schweigen als tröstlich; es ist ein Kokon, in den ich mich einspinne. Wie sonst auch. Das ist mein Ding. Ich bin immer ruhig gewesen,

zurückhaltend, und das frisst schon seit Jahren an Angus.
Was denkst du? Erzähl! Warum muss immer nur ich reden?
Wenn er so was sagt, zucke ich normalerweise die Achseln und wende mich ab, denn manchmal sagt Gar-nichts-Sagen alles.

Und nun sitze ich hier und schweige wiederum. Höre meinem Mann zu.

»Wir haben auf das Haus in Camden schon zwei Hypotheken aufgenommen. Ich habe meinen Job verloren, wir haben zu kämpfen. Aber: Ja, ich hoffe, wir bekommen ein paar Pfund zusammen.«

»Haben Sie einen Käufer?«

»Er kann's kaum erwarten, einen Scheck auszustellen.«
Angus ist wütend, das ist offensichtlich, aber er reißt sich zusammen. »Hören Sie. Meine Großmutter hat in ihrem Testament meinen Bruder und mich als Erben der Insel genannt. Richtig?«

»Natürlich.«

»Mein Bruder erklärt großzügigerweise, dass er sie nicht will. Richtig? Meine Mutter lebt in einem Heim. Ja? Also gehört die Insel mir. Meiner Frau, meiner Tochter und mir. Ja?«

Tochter. Singular.

»In der Tat ...«

»Dann ist das also klar. Wir wollen umziehen. Auf jeden Fall wollen wir umziehen. Ja, es ist heruntergekommen. Ja, es stürzt bald ein. Aber damit werden wir fertig.

Schließlich haben wir ...«, er lehnt sich zurück, »... schon viel Schlimmeres durchgestanden.«

Ich mustere meinen Mann. Auch wenn ich ihn jetzt zum ersten Mal träfe, würde ich ihn sehr attraktiv finden. Ein großer, gutaussehender Mittdreißiger mit Dreitagebart. Dunkle Augen, männlich, zupackend.

Als wir uns kennenlernten, hatte Angus auch einen Dreitagebart, und das hat mir gefallen; es betonte die Linien seiner Kieferpartie. Ich hatte noch nicht viele Männer getroffen, auf die in meinen Augen die Bezeichnung »gutaussehend« wirklich zutraf, und da saß er, in dieser riesigen Tapas-Bar im Covent Garden.

Saß da mit ein paar Freunden, alle so Mitte zwanzig, und lachte. Meine Freundinnen und ich saßen am Nachbartisch. Geringfügig jünger, aber genauso gut drauf. Der Rioja floss in Strömen.

Und dann passierte es. Einer von den Typen machte einen Spruch in unsere Richtung, es gab eine passende Erwiderung, und unsere Runden mischten sich: Wir rutschten weiter, rückten zusammen, lachten, witzelten, machten uns bekannt: Das ist Zoe, das ist Sascha, das sind Alex, Imogen, Meredith ...

Und das ist Angus Moorcroft, und das ist Sarah Milverton. Er ist Schotte, sechsundzwanzig Jahre alt. Sie, halb Engländerin, halb Amerikanerin, ist dreiundzwanzig. Und nun bleibt für den Rest eures Lebens zusammen.

Der Berufsverkehr draußen wird lauter; ich schrecke aus meiner Tagträumerei auf. Andrew Walker lässt sich von Angus noch ein paar Papiere unterzeichnen. Ach, das kenne ich: Wir haben im vergangenen Jahr so viele Papiere unterzeichnet. Auf eine Katastrophe folgt endlose Bürokratie.

Über den Schreibtisch gebeugt, sitzt Angus da und kritzelt seinen Namen hin. Der Stift wirkt winzig in seiner Hand. Ich richte den Blick auf die gelb gestrichene Wand und das Bild der Old London Bridge, das dort hängt. Vor allem möchte ich noch ein wenig in der Vergangenheit schwelgen und mich damit ablenken. Ich möchte an Angus und mich denken, an unseren ersten Abend.

Ich habe das alles so deutlich in Erinnerung. Von der Musik – mexikanische Salsa – bis zu den mittelmäßigen Tapas: *patatas bravas* mit knallroter Sauce, weißer Spargel in Vinaigrette. Ich weiß auch noch, wie die anderen sich der Reihe nach verabschiedeten – um die letzte Bahn zu kriegen, um endlich mal früher schlafen zu gehen –, so als spürten sie, dass er und ich uns gefunden hatten, dass das mehr war als ein gewöhnlicher Freitagabend-Flirt.

Wie schnell die Dinge sich ändern. Wie würde mein Leben heute aussehen, wenn wir an dem Abend an einem anderen Tisch gesessen hätten, in eine andere Kneipe gegangen wären? Aber wir waren in der Tapas-Bar, an genau dem Tisch, und gegen Mitternacht saß ich mit diesem großen Typen allein da: Angus Moorcroft. Er sagte,

er sei Architekt. Er sagte, er sei Scotch und Single. Dann erzählte er noch einen Witz – den ich erst eine Minute später als Witz erkannte. Und als ich anfang zu lachen, merkte ich, wie er mich ansah: durchdringend, fragend.

Also habe ich ihn mir auch angeschaut – dunkle Augen, ernster Blick, dickes, welliges, sehr dunkles Haar, weiße Zähne, rote Lippen, dunkle Bartstoppeln – und die Antwort gewusst. *Ja*.

Zwei Stunden später gaben wir uns weinselig den ersten Kuss, im Mondschein, in einer Ecke der Covent Garden Piazza. Ich sehe noch vor mir, wie die regenfeuchten Pflastersteine glitzerten, als wir einander umarmten, fühle die angenehm kühle Abendluft. Noch in derselben Nacht haben wir miteinander geschlafen.

Knapp ein Jahr später heirateten wir. Nach nicht ganz zwei Jahren Ehe bekamen wir die Mädchen: eineiige Zwillinge. Und nun gibt es nur noch einen Zwilling.

Schmerz steigt in mir hoch; ich presse eine Faust gegen die Lippen, um den Schauer zu unterdrücken. Wann hört das auf? Vielleicht nie? So stelle ich mir Kriegsverletzungen vor, Granatsplitter, die tief im Fleisch sitzen und sich über Jahre hinweg einen Weg an die Oberfläche bahnen.

Also muss ich vielleicht doch etwas sagen. Um den Schmerz zu bezwingen, mich zu beruhigen. Seit einer halben Stunde sitze ich brav und still da wie eine puritanische Hausfrau. Viel zu oft überlasse ich Angus das

Reden, baue darauf, dass er liefert, was mir abgeht. Aber für heute habe ich genug geschwiegen.

»Wenn wir die Insel in Schuss gebracht haben, kann sie eine Million wert sein.«

Verblüfft schauen beide Männer mich an. Sie spricht!

»Allein die Aussicht«, fahre ich fort, »ist eine Million wert, der Blick über den Sound of Sleat. Rübe zu den Knoydart-Bergen.«

Ich achte darauf, dass ich es richtig ausspreche: Sleat wie slate. Denn ich habe mich schlaugemacht, recherchiert ohne Ende, habe Bilder gegoogelt und viele Geschichten gelesen.

Der Anwalt lächelt höflich.

»Und waren Sie mal dort, Mrs. Moorcroft?«

Ich werde rot, lasse mich aber nicht beirren.

»Nein. Aber ich habe Bilder gesehen und Bücher gelesen – das ist eines der Highlights in Schottland, und wir haben dort eine eigene Insel.«

»Gewiss, ja. Wobei ...«

»In Ornsay auf der Hauptinsel – nicht mal einen Kilometer von Torran entfernt – ist im Januar ein Haus für ...«, obwohl ich die Zahlen genau im Kopf habe, schaue ich noch mal kurz auf mein Handy, wo sie als Notiz gespeichert sind, »... siebenhundertfünfzigtausend verkauft worden. Vier Schlafzimmer, hübscher Garten, kleine Terrasse. Alles sehr ansprechend, aber durchaus keine Villa. Dafür hat man von da den tollen Blick auf den Sound

- und das ist es, wofür die Leute Geld hinlegen.

Siebenhundertfünfzigtausend.«

Angus sieht mich an und nickt energisch. Dann legt er nach.

»Genau. Wenn wir das Haus renovieren, richten wir fünf Schlafzimmer ein. Das Grundstück hat um die viertausend Quadratmeter – jedenfalls ist es groß. Das kann eine Million bringen. Bestimmt.«

»Nun, Mr. Moorcroft, im Moment ist es kaum fünfzigtausend wert, aber da lässt sich sicher mehr rausholen, das ist richtig.«

Das Lächeln des Anwalts wirkt unecht. Zu gern wüsste ich, warum er uns den Umzug nach Torran unbedingt ausreden will. Was weiß er? Auf welche Weise ist Peter Kenwood da tatsächlich involviert? Wollten sie vielleicht selbst ein Angebot für das Haus machen? Das kann sehr gut sein: Kenwood ist seit Jahren mit Torran vertraut. Er hat Angus' Großmutter gekannt. Ihm muss klar sein, welcher Wert da in Wahrheit schlummert.

War das ihr Plan? Er scheint verführerisch einfach. Warten, bis Angus' Großmutter stirbt. Die Enkel bearbeiten, vor allem das verwirrte trauernde Paar, das nach dem Tod seines Kindes noch unter Schock steht und von Geldsorgen gebeutelt ist. Hunderttausend bieten – das Doppelte des gegenwärtigen Wertes –, großzügig rüberkommen und sympathisch, dazu mitfühlend lächeln. *Das ist bestimmt schwer für Sie. Aber wir können helfen,*

wir nehmen Ihnen diese Bürde ab. Unterschreiben Sie hier ...

Und dann: ein Spaziergang. Eine Ladung polnischer Bauarbeiter nach Skye karren, zweihunderttausend investieren, ein Jahr warten, bis alles fertig ist.

Dieses zauberhafte Anwesen auf eigener Insel am berühmten Sound of Sleat steht für 1,25 Millionen Pfund zum Verkauf. Angebote unter ...

Hatten sie das im Sinn? Mein Blick begegnet dem von Andrew Walker, und sofort regt sich mein Gewissen. Wahrscheinlich tue ich Kenwood und Partnern furchtbar unrecht. Aber ganz gleich, worum es ihnen tatsächlich geht, ich denke nicht daran, die Insel herzugeben: Sie ist mein Fluchtpunkt, meine Zuflucht vor Trauer und Erinnerung – vor Schulden und schrecklichen Zweifeln.

Ich habe schon zu viel davon geträumt. Um drei Uhr morgens am Küchentisch auf meinem Laptop-Bildschirm die traumhaften Fotos angeschaut. Während Kirstie in ihrem Zimmer schlief und Angus, mit Scotch abgefüllt, im Bett lag. Da habe ich die strahlende Schönheit gesehen. Eilean Torran. Am Sound of Sleat. Ein Kleinod innerhalb der Inneren Hebriden, ein hübsches Haus auf einer eigenen Insel.

»Also gut. Ich brauche dann nur noch ein paar Unterschriften«, sagt Andrew Walker.

»Und dann haben wir's?«

Bedeutungsvolles Schweigen.

»Ja.«

Eine Viertelstunde später verlassen Angus und ich das Büro mit den gelb gestrichenen Wänden, gehen den rot getünchten Flur entlang und treten hinaus in den feuchten Oktoberabend. Am Bedford Square in Bloomsbury.

Die Dokumente hat Angus im Rucksack. Sie sind vollständig, die Sache ist unter Dach und Fach. Ich sehe die Welt mit anderen Augen, meine Stimmung hellt sich deutlich auf.

Hohe rote Busse rollen die Gower Street entlang, hinter den Fenstern der jeweils zwei Stockwerke ausdruckslose Gesichter, die nach draußen starren.

Angus nimmt mich beim Arm. »Gut gemacht.«

»Was?«

»Dass du dich eingemischt hast. Gutes Timing. Ich war kurz davor, auf ihn loszugehen.«

»Das hab ich gesehen.« Wir schauen einander an. Wissend, traurig. »Aber wir haben's hingekriegt, stimmt's?«

Angus lächelt. »Das haben wir, absolut.« Er schlägt seinen Mantelkragen hoch. »Trotzdem muss ich dich jetzt noch mal fragen, Sarah, ein letztes Mal: Bist du dir hundertpro sicher?«

Als ich das Gesicht verziehe, redet er schnell weiter: »Ich weiß, ich weiß. Ja. Aber meinst du immer noch, dass es das Richtige ist? Willst du das alles«, er weist auf die endlose Reihe gelber London-Taxi-Schilder, die im

Nieselregen funkeln, »wirklich zurücklassen? Willst du das aufgeben? Auf Skye ist es so ruhig!«

»Wenn ein Mann Londons überdrüssig ist«, sage ich in leichter Abwandlung von Samuel Johnson, »ist er des Regens überdrüssig.«

Angus lacht. Und beugt sich zu mir herüber. Seine braunen Augen fixieren mich, vielleicht suchen seine Lippen meine. Ich fahre ihm sanft über die eine stopplige Wange, küsse ihn auf die andere und schnuppere – er riecht nicht nach Whisky. Er riecht nach Angus. Nach Seife. Männlich. Sauber und kraftvoll. Der Mann, den ich geliebt habe. Liebe. Immer lieben werde.

Könnte sein, dass wir heute Abend miteinander schlafen. Das erste Mal nach viel zu vielen Wochen. Könnte sein, dass wir darüber hinwegkommen. Kann man *darüber* jemals hinwegkommen?

Hand in Hand gehen wir weiter. Angus' Griff ist fest. Er hat mir viel die Hand gehalten in diesem Jahr: Nacht für Nacht, wenn ich weinend im Bett lag und keine Ruhe fand; vom ersten bis zum letzten schrecklichen Augenblick der Beerdigung von Lydia, vom *Ich bin die Auferstehung und das Leben* bis zum *Bleibe bei uns immerdar*.

Amen.

»Bahn oder Bus?«

»Bahn«, sage ich. »Geht schneller. Ich will es unbedingt Kirstie erzählen.«

»Hoffentlich findet sie es auch gut.«

Ich sehe ihn an. Nein.

Verunsicherung kann ich jetzt nicht gebrauchen. Wenn ich anfangen zu grübeln, kommen alle Bedenken wieder hoch und wir stecken für immer hier fest.

Hastig antworte ich: »Klar findet sie es gut, das geht doch gar nicht anders! Wir werden einen eigenen Leuchtturm haben, frische Luft ohne Ende, Rotwild, Delphine ...«

»Ja, schon, aber vergiss nicht, dass du vor allem Sommerbilder gesehen hast. Sonne. So ist es ja nicht immer. Die Winter sind dunkel.«

»Dann werden wir uns im Winter eben einigeln und die Stellung halten. Das wird ein Abenteuer.«

Nur noch ein paar Schritte bis zum U-Bahnhof. Ein dunkler Pendlerstrom ergießt sich die Treppe hinunter, ein Sturzbach, der vom Londoner Untergrund geschluckt wird. Ich drehe mich kurz um und schaue zurück, die diesige Oxford Street hinunter. Herbstnebel in Bloomsbury lassen die mittelalterliche Sumpflandschaft, die Bloomsbury einmal war, auf geisterhafte Weise wieder aufscheinen. Das habe ich irgendwo gelesen.

Ich habe viel gelesen.

»Komm.«

Diesmal bin ich es, die nach Angus' Hand greift. Die Finger verschränkt, gehen wir nach unten, steigen ein und überstehen, im Rushhour-Gedränge dicht aneinandergespreßt, drei Stationen, bis wir uns schließlich

an der Mornington Crescent in einen der klapprigen
Fahrstühle schieben. Oben angekommen, stürmen wir los.

»He!« Angus lacht. »Sind wir bei Olympia?«

»Ich will es unserem Kind erzählen!«

Und wie ich das will. So sehr. Einmal will ich unserer am
Leben gebliebenen Tochter eine freudige Nachricht
überbringen. Ihr etwas Schönes erzählen, das Hoffnung
macht. Heute sind es dreizehn Monate, dass Lydia
gestorben ist – ich finde es schrecklich, dass ich das Datum
immer noch ständig präsent habe –, und sie trauert seit
über einem Jahr, wie ich es gar nicht ermessen kann. Sie
hat ihre Zwillingsschwester verloren, ihre zweite Seele.
Dreizehn Monate ist sie nun schon auf besonders schlimme
Weise isoliert. Jetzt kann ich sie endlich da rausholen.

Luft, Berge, tiefe Buchten. Und der Blick übers Wasser
hinüber zu den Knoydart-Bergen.

Ich haste zur Tür des großen weißen Hauses, das wir
besser nie gekauft hätten; in dem zu wohnen wir uns nicht
mehr leisten können.

Imogen kommt an die Tür. Es riecht nach Kinderessen,
Wäsche und frisch gekochtem Kaffee. Es ist hell. Es wird
mir fehlen. Vielleicht.

»Danke fürs Hüten, Immy.«

»Ach was, ist schon gut. Aber erzähl! Hat alles
geklappt?«

»Ja, wir haben es. Wir ziehen um!«

Erfreut klatscht sie in die Hände – Imogen, meine kluge, brünette, elegante Freundin seit College-Zeiten; sie beugt sich vor und umarmt mich, doch ich schiebe sie lächelnd weg.

»Ich muss es ihr erzählen, sie weiß noch nichts davon.«

Imogen grinst. »Sie ist in ihrem Zimmer. Mit Greg.«

»Was?«

»Sie liest das Buch!«

Mit großen Schritten durchquere ich den Flur und laufe nach oben, bis zu der Tür, an der unbeholfen aus Glitzerpapier ausgeschnittene Buchstaben verkünden: *Hier wohnt Kirstie*, und: *Anklopfen*. Ich halte mich an die Anweisung und klopfe.

Ein schwaches *Mhm* ist zu hören – das *Herein* meiner Tochter.

Ich öffne die Tür, und da ist sie, meine Süße, meine Siebenjährige, da sitzt sie in ihrer Schuluniform – schwarze Hose, weißes Polohemd – im Schneidersitz auf dem Boden und steckt die sommersprossige Nase in ein Buch: ein Bild der Unschuld, aber auch der Einsamkeit. Ein Gemisch aus Trauer und Liebe wallt in mir auf. Ich möchte ihr das Leben so gern erleichtern, ihr helfen, wieder eins mit sich zu werden, so gut ich eben kann.

»Kirstie ...«

Sie antwortet nicht. Liest einfach weiter. Das macht sie manchmal. Es ist ein Spiel. Ich sage *nichts*. In diesem letzten Jahr hat sie das häufiger gespielt.

»Kirstie. Mumin. Kirstikau.«

Nun blickt sie auf. Die Augen hat sie von mir, nur sind ihre intensiver blau. Hebridenblau. Ihr Haar ist weißblond.

»Mami!«

»Ich habe gute Nachrichten, Kirstie. Sehr gute!«

Ich setze mich zu ihr und ihren Spielsachen – den kleinen Pinguinen, Leopardy, dem knuddeligen Leoparden, und der einarmigen Puppe – und erzähle es ihr. Ohne einmal innezuhalten. Dass wir umziehen werden, an einen ganz besonderen Ort, wo wir neu anfangen können, wo es schön ist, wo die Luft frisch ist und prickelnd. Auf unsere eigene Insel.

Die ganze Zeit schaut sie mich unverwandt an. Kaum dass sie einmal zwinkert. Hört sich alles an, passiv, fast wie in Trance, spiegelt mir, wie es ist, wenn jemand immer schweigt. Schließlich nickt sie und deutet ein Lächeln an. Etwas unsicher vielleicht. Es ist still im Raum. Mir sind die Worte ausgegangen.

»Na?«, sage ich. »Was hältst du davon? Auf deine eigene Insel zu ziehen? Wäre das nicht toll?«

Kirstie nickt langsam. Sie schaut auf ihr Buch hinunter, klappt es zu, und dann blickt sie wieder auf und sagt:

»Warum nennst du mich immer Kirstie?«

Ich antworte nicht gleich. Es herrscht dröhnendes Schweigen. Dann bringe ich heraus: »Entschuldige, Süße, was hast du gesagt?«

»Warum nennst du mich immer Kirstie? Kirstie ist tot.
Kirstie war es, die gestorben ist. Ich bin Lydia.«

2. Kapitel

Ich starre Kirstie an. Versuche zu lächeln. Mein Entsetzen zu verbergen.

Kirstie reift, sie versteht immer mehr; da kommt jetzt vielleicht ein Schmerz hoch, der latent immer da war, eine Verwirrung, wie nur Zwillinge sie erfahren, die ihren Ko-Zwilling verlieren. Und daran bin ich gewöhnt: an das Anderssein meiner Töchter – meiner Tochter.

Seit dem Moment, da meine Mutter nach ihrer langen, winterlichen Autofahrt von Devon zu uns nach Holloway in unserer kleinen Wohnung die Zwillinge das erste Mal erblickte, die beiden winzigen, genau gleichen Babys in ihrem Bettchen, die eins am Daumen des anderen nuckelten – seit dem Moment, da ein hingerissenes, seliges Lächeln auf das Gesicht meiner Mutter trat, weiß ich, dass die Geburt von Zwillingen ein noch größeres Wunder darstellt als das Elternwerden ohnehin. Mit Zwillingen – und erst recht mit eineiigen – bringt man genetische Stars hervor. Menschen, die durch ihre bloße Existenz beeindrucken.

Beeindrucken und sich von den anderen abheben.

Mein Vater erfand sogar einen Spitznamen für sie: die eisigen Schwestern. Weil sie – mit eisblauen Augen und

schneeb blondem Haar – am kältesten Tag des Jahres zur Welt gekommen waren. Dieser Spitzname hatte etwas Abweisendes, ich habe ihn nie wirklich übernommen. Aber es war nicht zu leugnen, dass er in gewisser Weise passte. Er erfasste ihre Reinheit.

Allein das war schon etwas, das nur bei Zwillingen denkbar ist: ein Name für sie beide zusammen.

Deshalb kann diese glasklar abgegebene Erklärung – ich bin Lydia, *Kirstie* war diejenige, die gestorben ist – einfach ein weiteres Indiz dafür sein, wie sehr sie sich als Einheit empfunden haben. Aber selbst wenn – in mir steigt Panik hoch, ich kämpfe mit den Tränen. Weil diese Erklärung mich an Lydia erinnert. Und weil ich solche Angst um Kirstie habe.

Was für eine furchtbare Verwirrung treibt sie um, dass sie so etwas sagt? Ich bin Lydia. Kirstie war diejenige, die gestorben ist. *Warum nennst du mich immer Kirstie?*

»Zeit, schlafen zu gehen, Süße«, sage ich mit vorgetäuschter Ruhe.

Ihre blauen Augen schauen mich nachsichtig an – wie die ihrer Schwester. Oben hat sie einen Milchzahn verloren, unten wackelt einer. Das ist tatsächlich neu; als Lydia starb, hatten sie beide noch perfekte Zahnreihen, sie waren spät dran mit dem Zahnwechsel.

Kirstie hält das Buch hoch und sagt: »Es sind übrigens nur noch drei Seiten, dann ist das Kapitel zu Ende. Weißt du das?«

»Ach ja?«

»Ja, guck, hier ist es zu Ende, Mami.«

»Na gut, dann lesen wir noch diese drei Seiten. Lies sie mir doch vor!«

Sie nickt, vertieft sich in ihr Buch und liest: »Um nicht an Unterk... Unter...kü...«

Ich beuge mich zu ihr, zeige auf das Wort und will helfen.
»Unterk...«

»Nein, Mama!« Sie lacht leise. »Nein, ich weiß schon. Ich kann das.«

»Okay.«

Kirstie schließt die Augen, wie immer, wenn sie scharf nachdenkt, dann schlägt sie sie wieder auf und liest: »Um nicht an Unterkühlung zu sterben, musste ich mich in Klopapier einwickeln.«

Sie hat es. Das Wort ist gar nicht so einfach. Aber ich wundere mich nicht. Gerade in letzter Zeit hat sie im Lesen große Fortschritte gemacht. Was bedeutet ...?

Ich dränge den Gedanken beiseite.

Abgesehen von Kirsties Stimme ist es still. Angus, nehme ich an, sitzt bei Imogen unten in der Küche. Vielleicht machen sie zur Feier des Tages eine Flasche Wein auf. Warum auch nicht? Schlimme Tage und schlechte Nachrichten hatten wir dreizehn Monate lang mehr als genug.

»So habe ich dann den größten Teil meiner Sommerferien verbracht ...«

Während Kirstie liest, lege ich den Arm um ihre schmalen Schultern und gebe ihr einen Kuss auf das weiche blonde Haar. Dabei spüre ich etwas Spitzes unter mir, etwas Kleines, das sich in meinen Oberschenkel bohrt. Um mich abzulenken von dem, was sie gesagt hat, schiebe ich – vorsichtig, damit ich Kirstie nicht beim Lesen störe – eine Hand unter mein Bein und ziehe das Etwas hervor.

Es ist ein Spielzeug, ein Miniatur-Plastikdrache, den wir im Zoo gekauft haben. Allerdings haben wir ihn Lydia gekauft. Sie mochte Drachen und Alligatoren so gern, Reptilien und gruslige Ungetüme aller Art. Kirstie hatte – hat – es mehr auf Löwen und Leoparden abgesehen, auf kuschligere, geschmeidigere, hübschere Säugetiere. Das war ein Punkt, in dem sie sich deutlich voneinander unterschieden.

»»Als ich heute in die Schule kam, waren alle ganz komisch zu mir.««

Ich drehe den Plastikdrachen hin und her. Warum liegt er hier auf dem Fußboden? In den Monaten nachdem es passiert war, haben Angus und ich Lydias Sachen in Kisten gepackt. Wegwerfen konnten wir sie nicht, das wäre uns zu endgültig vorgekommen, zu roh. Also haben wir alles – Spielsachen, Kleider, alles, was eindeutig Lydia gehört hatte – auf dem Dachboden verstaut; psychologisch betrachtet in dem Raum über uns.

»»Das Problem mit dem Käsefinger ist, dass man ihn so lange behält, bis man ihn an jemand anderen weitergibt

...<<

Lydia hat diesen Drachen geliebt. Ich kann mich an den Nachmittag erinnern, an dem wir ihn gekauft haben, sehe noch vor mir, wie Lydia die Regent's Park Road entlanghüpft, mit dem Drachen wedelt und ruft, dass sie so gern einen Drachen als Haustier hätte. Wir haben alle gelacht. Die Erinnerung flutet mich mit Traurigkeit. Ich stecke den Drachen in die Hosentasche und versuche mich zu beruhigen, indem ich Kirstie zuhöre, bis sie das Kapitel zu Ende gelesen hat. Schließlich klappt sie das Buch widerstrebend zu und blickt zu mir auf. Unschuldig, erwartungsvoll.

»Gut, Süße. Jetzt ist aber wirklich Schlafenszeit.«

»Aber, Mami ...«

»Nichts aber, Mami. Komm, Kirstie.«

Wir stocken beide. Es ist, seit sie gesagt hat, was sie gesagt hat, das erste Mal, dass ich sie beim Namen genannt habe. Verwirrt schaut Kirstie mich an, runzelt die Stirn. Wiederholt sie diese schrecklichen Sätze jetzt?

Kirstie war es, die gestorben ist. Ich bin Lydia. Warum nennst du mich immer Kirstie?

Meine Tochter schüttelt den Kopf, als sei mir ein grundlegender Irrtum unterlaufen. »Okay, wir gehen schlafen«, sagt sie.

Wir? *Wir*? Was meint sie mit »wir«? Angst schleicht sich von hinten an. Ich weigere mich, besorgt zu sein. Ich bin besorgt. Grundlos.